Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Offenburger Tageblatt. [Offenburg-Stadt]. 1950-1952 1951

30 (28.7.1951) Heimatbeilage zum Wochendende

Visual Library

Das Bild der Mutter / Eine Novelle

4. Fortsetzung

„Nero", sagte sie; „es ist Nero."

Aber sie hatte sich mit dem schwarzen Hüter des Hauses nie befreundet, und unwillkürlich lief ihr das wirkliche Tier mit dem grimmigen Hund des Traumes in eins zusammen; und jetzt sah sie ihn von jenseits des Rasens in großen Sprüngen auf sich zukommen. Doch er legte sich vor ihr nieder, und jenes unverkennbare Winseln der Freude ausstoßend, leckte er ihre nackten Füße. Zugleich kamen Schritte vom Hofe her, und einen Augenblick darauf umfingen sie die Arme ihres Mannes; gesichert legte sie den Kopf an seine Brust.

Vom Gebell des Hundes aufgewacht, hatte er mit jähem Schreck ihr Lager an seiner Seite leer gesehen. Ein dunkles Wasser glitzerte plötzlich vor seinem inneren Auge; es lag nur tausend Schritte hinter ihrem Garten an einem Feldweg unter dichten Erlenbüschen. Wie vor einigen Tagen sah er sich mit Ines an dem grünen Uferrand stehen; er sah sie bis in das Schilf hinabgehen und einen Stein, den sie vorhin am Wege aufgesammelt, in die Tiefe werfen. „Komm zurück, Ines!" hatte er gerufen, „es ist nicht sicher dort." Aber sie war noch immer stehengeblieben, mit den schwermütigen Augen in die Kreise starrend, welche langsam auf dem schwarzen Wasserspiegel ausliefen. „Das ist wohl unergründlich?" hatte sie gefragt, da er sie endlich in seinen Armen fortgerissen.

Das alles war in wilder Flucht durch seinen Kopf gegangen, als er die Treppe nach dem Hof hinabgestürmt. — Auch damals waren sie durch den Garten von ihrem Haus fortgegangen, und jetzt traf er sie hier, fast unbekleidet, das schöne Haar vom Nachttau feucht, der noch immer von den Bäumen tropfte.

Er hüllte sie in den Plaid, welchen er sich selber vorm Hinuntergehen übergeworfen hatte. „Ines", sagte er, — das Herz schlug ihm so gewaltig, daß er das Wort fast rauh hervorstieß — „was ist das? Wie bist du hierher gekommen?"

Sie schauerte in sich zusammen.

„Ich weiß nicht, Rudolf — — ich wollte fort — mir träumte; o Rudolf, es muß etwas Furchtbares gewesen sein!"

„Dir träumte? Wirklich, dir träumte!" wiederholte er und atmete auf, wie von einer schweren Last befreit.

Sie nickte nur und ließ sich wie ein Kind ins Haus und in das Schlafgemach zurückzuführen.

Als er sie hier sanft aus seinen Armen ließ, sagte sie: „Du bist so stumm, du zürnst gewiß?"

„Wie sollt' ich zürnen, Ines! Ich hatte Angst um dich. Hast du schon früher so geträumt?"

Sie schüttelte erst den Kopf, bald aber besann sie sich. „Doch — — einmal; nur war nichts Schreckliches dabei."

Er trat ans Fenster und zog die Vorhänge zurück, so daß das Mondlicht voll ins Zimmer strömte.

„Ich muß dein Antlitz sehen", sagte er, indem er sie auf die Kante ihres Bettes niederzog und sich dann selbst an ihre Seite setzte. „Willst du mir nun erzählen, was dir damals Liebliches geträumt hat? Du brauchst nicht laut zu sprechen; in diesem zarten Licht trifft auch der leiseste Ton das Ohr."

Sie hatte den Kopf an seine Brust gelegt und sah zu ihm empor.

„Wenn du es wissen willst", sagte sie nachsinnend. „Es war, glaub' ich, an meinem dreizehnten Geburtstag; ich hatte mich ganz in das Kind, in den kleinen Christus verliebt, ich mochte meine Puppen nicht mehr ansehen."

„In den kleinen Christus, Ines?"

„Ja, Rudolf", und sie legte sich wie zur Ruhe noch fester in seinen Arm; „meine Mutter hatte mir ein Bild geschenkt, eine Madonna mit dem Kind; es hing hübsch eingerahmt über meinem Arbeitstischchen in der Wohnstube."

„Ich kenne es", sagte er, „es hängt ja noch dort; deine Mutter wollte es behalten zur Erinnerung an die kleine Ines."

„O meine liebe Mutter!"

Er zog sie fester an sich; dann sagte er: „Darf ich weiter hören, Ines?"

„Doch! Aber ich schäme mich, Rudolf." Und dann leise und zögernd fortfahrend: „Ich hatte an jenem Tag nur Augen für das Christkind; auch nachmittags, als meine Gespielinnen da waren; ich schlich mich heimlich hin und küßte das Glas vor seinem kleinen Mund — es war mir ganz, als wenn's lebendig wäre — — hätte ich es nur auch wie die Mutter auf dem Bild in meine Arme nehmen können!" Sie schwieg; ihre Stimme war bei den letzten Worten zu einem flüsternden Hauch herabgesunken.

„Und dann, Ines?" fragte er. „Aber du erzählst mir so beklommen!"

„Nein, nein, Rudolf! Aber — — in der Nacht, die darauf folgte, muß ich auch im Traum aufgestanden sein; denn am anderen Morgen fanden sie mich in meinem Bett, das Bild in beiden Armen, mit meinem Kopf auf dem zerdrückten Glas eingeschlafen."

Eine Weile war es totenstill im Zimmer.

„Und jetzt?" fragte er ahnungsvoll und sah ihr tief und herzlich in die Augen. „Was hat dich heute denn von meiner Seite in die Nacht hinausgetrieben?"

„Jetzt, Rudolf?" — Er fühlte, wie ein Zittern über alle ihre Glieder lief. Plötzlich schlang sie die Arme um seinen Hals und mit erstickter Stimme flüsterte sie angstvolle und verworrene Worte, deren Sinn er nicht verstehen konnte.

„Ines. Ines!" sagte er und nahm ihr schönes, kummervolles Antlitz in seine beiden Hände.

„O Rudolf! Laß mich sterben; aber verstoße nicht unser Kind!"

Er war vor ihr aufs Knie gesunken und küßte ihr die Hände. Nur die Botschaft hatte er gehört, und nicht die dunklen Worte, in denen sie ihm verkündigt wurde; von seiner Seele flogen alle Schatten fort, und hoffnungsreich zu ihr emporschauend sprach er leise: „Nun muß sich alles, alles wenden!"

*

Die Zeit ging weiter, aber die dunklen Gewalten waren noch nicht besiegt. Nur mit Widerstreben fügte Ines die noch aus Nesis Wiegenzeit vorhandenen Dinge der kleinen Ausrüstung ein, und manche Träne fiel in die kleinen Mützen und Jäckchen, an welchen sie jetzt stumm und eifrig nähte.

Auch Nesi war es nicht entgangen, daß sich etwas Ungewöhnliches vorbereite. Im Oberhaus, nach dem großen Garten hinaus, stand plötzlich eine Stube fest verschlossen, in der sonst ihre Spielsachen aufbewahrt gewesen waren; sie hatte durchs Schlüsselloch hineingeguckt; eine Dämmerung, eine feierliche Stille schien darin zu walten. Und als sie ihre Puppenküche, die man auf den Korridor hinausgesetzt hatte, mit Hilfe der alten Anne auf den Hausboden trug, suchte sie dort vergebens nach der Wiege mit dem grünen Taffetschirm, welche, solange sie denken konnte, hier unter dem schrägen Dachfenster gestanden hatte. Neugierig spähte sie in alle Winkel.

„Was gehst du herum wie ein Kontrolleur?" sagte die Alte.

„Ja, Anne, wo ist aber meine Wiege geblieben?"

Die Alte blickte sie mit schlauem Lächeln an. „Was meinst", sagte sie, „wenn dir der Storch noch so ein Brüderchen brächte?"

Nesi sah betroffen auf; aber sie fühlte sich durch diese Anrede in ihrer elfjährigen Würde gekräftigt. „Der Storch?" sagte sie verächtlich.

„Nun freilich, Nesi!"

„Du mußt nicht so was zu mir sprechen, Anne. Das glauben die kleinen Kinder; aber ich weiß wohl, daß es dummes Zeug ist."

„So? — Wenn du es besser weißt, Mamsell Naseweis, woher kommen denn die Kinderchen, wenn nicht der Storch sie bringt, der es doch schon die Tausende von Jahren her besorgt hat?"

„Sie kommen vom lieben Gott", sagte Nesi pathetisch. „Sie sind auf einmal da."

„Bewahr uns in Gnaden", rief die Alte. „Was doch die Guckin-die-Welte heutzutage klug sind! Aber du hast recht, Nesi: wenn du's gewiß weißt, daß der liebe Gott den Storch vom Amt gesetzt hat, — ich glaub's selber er wird es schon allein besorgen können. Nun aber — wenn's denn so auf einmal da wär', das Brüderchen — oder wolltest du lieber ein Schwesterlein? — würd's dich freuen, Neschen?"

Nesi stand vor der Alten, die sich auf einen Reisekoffer niedergelassen hatte; ein Lächeln verklärte ihr ernstes Gesichtchen, dann aber schien sie nachzusinnen.

„Nun, Neschen", forschte die Alte. „Würd's dich freuen?" Neschen?"

„Ja, Anne", sagte sie endlich, „ich möchte wohl eine kleine Schwester haben, und Vater würde sich gewiß auch freuen; aber —"

„Nun, Neschen", forschte wieder die Alte. „Würd's dich freuen,

„Aber", wiederholte Nesi und hielt dann wieder einen Augenblick wie grübelnd inne — „das Kind würde ja dann doch keine Mutter haben!"

„Was?" rief die Alte ganz erschrocken und strebte mühsam von ihrem Koffer auf, „das Kind keine Mutter? Du bist mir zu gelehrt, Nesi; komm, laß uns hinabgehen! — Hörst du? Da schlägts zwei! Nun mach, daß du in die Schule kommst!"

*

Schon brausten die ersten Frühlingsstürme um das Haus; die Stunde nahte.

Wenn ich's nicht überlebte, dachte Ines, ob er auch meiner dann gedenken würde?

Mit scheuen Augen ging sie an der Tür des Zimmers vorüber, welches schweigend sie und ihr künftiges Geschick erwartete; leise trat sie auf, als sei darinnen etwas, was sie zu wecken fürchtete.

Und endlich war dem Hause ein Kind, ein zweites Töchterchen geboren. Von außen pochten die lichtgrünen Zweige an die Fenster; aber drinnen in dem Zimmer lag die junge Mutter bleich und entstellt; das warme Sonnenbraun der Wangen war verschwunden; aber in ihren Augen brannte ein Feuer, das den Leib verzehrte. Rudolf saß an dem Bett und hielt ihre schmale Hand in der seinen.

Jetzt wandte sie mühsam den Kopf nach der Wiege, die unter der Obhut der alten Anne an der anderen Seite des Zimmers stand. „Rudolf", sagte sie matt, „ich habe noch eine Bitte!"

„Noch e i n e, Ines? I c h werde noch viel von dir zu bitten haben."

(Fortsetzung folgt.)

Zwischen Rhein und Schwarzwald

Heimatbeilage zum Wochenende

2. JAHRGANG | 28. Juli 1951 | Nummer 30

Meister des Bodensee-Barock

Eine Feuchtmayer-Ausstellung in Überlingen

Von Dr. D. H. Stolz

Die Stadt Ueberlingen hat eine Ausstellung von Plastiken eines der größten süddeutschen Barockmeister, des Joseph Anton F e u c h t m a y e r eröffnet. Dieser Meister, der erst in den letzten Jahrzehnten die ihm gebührende Würdigung fand, gehört zu den markantesten Künstlergestalten Süddeutschlands im 18 Jahrhundert. Sein Schaffen spielt sich am Bodensee, Schwarzwald und Oberschwaben und in der Schweiz ab, wobei das Bodenseegebiet als Schwerpunkt seines Wirkens bezeichnet werden kann. Meersburg und Birnau, die Mainau, Ueberlingen

J. A. Feuchtmayer: Christophorus

J. A. Feuchtmayer: Madonna

und Salem sind da zu nennen, für Oberschwaben Weingarten und Scheer, für den Schwarzwald St. Peter und für die Schweiz St. Gallen, ohne daß damit sämtliche Orte erwähnt wären.

Feuchtmayer war ein vielbeschäftigter Künstler, der im südwestdeutschen Raum sehr gefragt war. Der imposante Umfang seines Werkes wie die Plastiken in Holz und Stuck, die Altarbauten, Bildwerke in Stein und Metall, geschnitzte Büsten und Reliefs sowie seine Arbeiten als Stukkator offenbaren den Meister als nimmermüden Künstler, der sein Leben ganz seiner Kunst gab.

Die Feuchtmayer gehören zur Sippe der Wessobrunner Stukkatoren. Ueber das äußere Leben J. A. Feuchtmayers wissen wir wenig. Er leitete die von seinem Vater übernommene Werkstatt in der Nähe der Zisterzienserabtei Salem und stirbt 1770 als der letzte seines Geschlechtes. Doch das Werk gibt einen deutlichen Eindruck von dem Wesen dieses Künstlers. Es ist zwar ungemein schwierig, eine systematische Zusammenfassung über das Wesen der künstlerischen Ausdrucksformen bei Feuchtmayer zu geben. Denn jedes Kunstwerk bringt neue individuelle Züge und läßt sich kaum in ein bestimmtes Schema zwängen. Dennoch gibt es bestimmte Charakteristika, die je nach Art des Werkes und der Zeit seiner Durchführung mehr oder minder stark zutage treten. Es ist dies die Vorliebe für elementare Bewegung, die in der Uebersteigerung selbst zu Verzerrungen der physiognomischen Formen führen kann. Feuchtmayer muß eine leidenschaftliche Natur gewesen sein, deren Glut er auch seinen Plastiken übermittelte. Sie leben aus einem pathetischen Schwung, der sich selbst der kleinsten Details mitteilt. Die Freude am Sinnlichen und Spielerischen tritt immer wieder hervor, und aus dem Willen nach charakteristischer Gestaltung erwächst häufig eine Uebertreibung ins Possenhafte. Auch die Stellung seiner Plastiken bevorzugt

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

gerne das konträre Motiv: Vorsetzen des Spielbeines, Drehung des Kopfes in entgegengesetzter Richtung und Vornübergreifen des gegenseitigen Armes. Die Ausdrucksform des Antlitzes seiner Gestalten weist typische Merkmale auf: Starke Stirn, scharfe Nase, kleines Kinn, kugelig vorstehende Backenknochen, ornamentale kleine Ohrmuschel und bei männlichen Gestalten einen Bart, dessen oberer Teil um den halbgeöffneten Mund geschlungen ist.

Feuchtmayers größte, weil einheitliche Schöpfung ist sein Werk in Birnau. Immer hat sich der Künstler als „Bildhauer und Stukkator" bezeichnet, weil bei ihm beides eine unlösliche Einheit bildete. Er vernachlässigte keines zu Gunsten des anderen und war auf beiden Gebieten ebenbürtiger Meister. Bereits in der Kapelle des neuen Schlosses zu Meersburg hatte er Raumdekoration und Plastik gestaltet, in Birnau sind beide unter Mitwirkung gleichwertiger Architektur und Malerei zur höchsten Vollendung gelangt. Hier ist alles, Stukkatur und Plastik, Altarbau, Kreuzweg, Beichtstühle und Bestuhlung aus einer Hand entstanden; es ist nur zu bedauern, daß die Beichtstühle und das Gestühl heute sich nicht mehr in Birnau befinden, sondern an verschiedenen Orten verstreut sind. Feuchtmayer hat in Birnau dem Putto, für dessen mannigfaltige Gestaltung der Meister eine besondere Vorliebe hatte, einen bestimmenden Platz eingeräumt. Diese kleinen sinnenfrohen Burschen mit ihren runden Körperchen treiben hier ein fröhliches Spiel. Der Honiglecker ist bekannt und berühmt.

Aus der übrigen Fülle seines Schaffens können nur einige wenige besonders bemerkenswerte Werke genannt werden. Schon der junge Feuchtmayer tritt uns in dem Weingartner Chorgestühl als vollendeter Meister entgegen. Aus der gleichen Zeit dürften zwei seiner bekanntesten Holzplastiken, der lautenspielende Engel und die Immaculata stammen, beides Werke von unerhörtem Liebreiz und bezaubernder Grazie, von denen die erste Plastik in Ueberlingen gezeigt wird. Ebenso vollkommen der Weingartner Kruzifixus. Das Chorgestühl in St. Gallen bringt die beste Reliefarbeit Feuchtmayers. Als Stukkator ist er von einem unübertrefflichen Ornamentenreichtum.

Feuchtmayer hat es immer abgelehnt, in Alabaster zu arbeiten. Sein Stoff war der Stuck und selbst in seinen späteren Holzplastiken wird die Technik des Stucks angewandt. Daher ihre Bemalung in Weiß, was uns heute zunächst merkwürdig erscheint. Es liegt auch hier der typische Wille des Barocks zur Illusion vor, dem es vorbehalten war, Stuckmarmor u. a. zu schaffen.

Daß Feuchtmayers Werk trotz handwerklicher Züge genial war, beweist die Tatsache, daß nach seinem Tode seine Werkstatt, die von begabten Schülern weitergeführt wurde, nicht in der Lage war, die Höhe seiner Kunst auch nur annähernd zu halten. Von nun an fehlt das leidenschaftlich bewegte Moment in den Werken. Man betritt mit den Alabasterwerken, wie sie das Münster in Salem zeigt, die Stilepoche des Klassizismus.

In der Zeit der Ernte / Von Karl May

Schwer steht das Getreide auf den Feldern, die Aehren tragen in Demut den Segen der Erde. Goldbraun ist der Weizen, heller und höher der Roggen. Nicht mehr lange erfreut uns dieses Bild der Fruchtbarkeit und Fülle zwischen dem Grün der Matten und der Kartoffeläcker. Die Ernte beginnt. Mit Wilhelm Trunk, dem begnadeten Bauerndichter, darf man sagen:

„Die Ernte fällt in weitem Schwung,
das Korn ist alt, und ich bin jung,
die Erde schweigt und lauscht.
Heut bin ich selbst der harte Mann
und heb das große Sterben an,
und meine Sense rauscht."

An Sitte und Brauch ist diese Zeit nicht arm. In Bayern muß den ersten Schnitt ein Kind tun. Der Westfale setzt bei diesem Anlaß mitten ins Feld den Harkelmai, und Knechte und Mägde stärken sich bei einem Mahl, das in der Regel am 25. Juli stattfindet und Jackelstärke heißt.

Von einer schönen Sitte in der Schweiz erzählt uns Gottfried Keller in seinem Gedicht: „Sommernacht". Junge Burschen ziehen zur Erntezeit abends auf die Flur, um in der Nacht das Getreide einer Witwe oder von Waisen zu schneiden. Gegen Morgen dreht sich dann das junge Volk singend im Kreise:

„Schon sind die Garben festgebunden
und rasch in einen Ring gebracht!
Wie lieblich floh'n die kurzen Stunden,
es war ein Spiel in kühler Nacht!
Nun wird geschwärmt und hell gesungen
im Gartenkreis, bis Morgenluft
die nimmermüden braunen Jungen
zur eignen schweren Arbeit ruft."

Daß der erste und letzte Erntetag von besonderer Bedeutung sind, nimmt nicht wunder. Man schmückte ehedem die Sensen der Schnitter mit Blumen und Bändern; besser daran waren die Schnitterinnen, denn sie erhielten neue Schürzen. Auf die erste Garbe ward besondere Sorgfalt verwandt. Mit den Aehren schaute sie ins Feld und da und dort steckte man geweihte Pflanzen von der Kräuterbuschel hinein. Daß man zur Vesperzeit darauf Platz nahm, um nicht Kreuzweh zu bekommen, ist mir noch gut in Erinnerung. Daheim wurde dann die erste Garbe dem Hahne vorgeworfen.

Unsere Ahnen übten in der Erntezeit noch mehr Bräuche. Zu Beginn ward gefastet, vor dem ersten Sensenstrich gebetet oder in Schweigen verharrt, die Brücke von der Erde zum Himmel geschlagen, darauf von oben der Segen kam, von unten Lob, Dank und Preis für das tägliche Brot, das allen heilig war.

Auf dem letzten Acker läßt man da und dort eine Anzahl Aehren stehen und stellt dazwischen einen bunten Maien. Mit dem letzten Garbenwagen wird er in die Scheune geführt und bis zur nächsten Ernte aufbewahrt. In Baden saß auf dem Wagen ein Kind mit einem Strauß oder eine Frau, die man Erntegans nannte, Oft steckte man auch eine Birke oder Buche in den Fruchtacker und verzierte deren Wipfel mit Aehren. Zuletzt nahm man den Maien heraus und lud ihn auf den Wagen.

Es ist ein alter und sinnvoller Brauch, die letzte Garbe oder doch ein Büschel Halme auf dem Felde liegen zu lassen. Die „Glückshämpfeli" sollen dem Hofe Glück und Segen bringen. Früher mußten sie von einer Braut oder der jüngsten Schnitterin geschnitten sein. Die Glückshämpfele steckte man hinter das Kreuz im Herrgottswinkel in den Stall oder in die Scheune. Sie bewahren das Haus vor Blitz und Brand und bringen Kindersegen. Als stärkste Verkörperung des Erntesegens ward wohl immer der Hahn angesehen. Verschiedentlich nahm man ihn mit auf das Feld, ließ ihn springen, um ihn dann zu fangen, zu töten und daheim zu verspeisen.

Früher war in Baden mit dem Hahn ein Tanz verbunden: „Die Scheune war dabei öfter der Tanzplatz. Oben auf dem Heustall saßen die Musikanten, die Bratengeiger, wie der Bauer sie nennt. Mitten in der Scheune, auf einer Stange, sitzt ein Hahn. Ueber den tanzenden Paaren war auf ziemlich losem Gestell ein Wasserglas angebracht. Beim Herumtanzen hielt ein Mädchen unter dem Glas seinen Tänzer hoch, damit er das Glas umstoße. Gelang dies dreimal, so bekam das Paar den Hahn, der dann verzehrt wurde."

Einstmals schnitt man alles Getreide mit der Sichel. Nach dem letzten Schnitt warfen die Schnitter die Sicheln weit hinter sich. Wer sie die größte Strecke warf, der kam als erster zum Heiraten. Aus der Richtung, wohin die Sichel sah, erschien die Braut.

Nach getaner Arbeit darf man auch ruhen und feiern. Beim Erntefest, bei der „Sichelhenke", kreist der Krug und freut sich das Volk beim Tanz. Doch bis dahin hat es noch Zeit. Erst muß geerntet, muß geschnitten sein:

„In meinen Händen quillt der Schweiß,
der Tag ist wolkenlos und heiß —
ich kenne meine Welt...
Und wieder rauscht in breiter Mahd
die Sense durch die reife Saat,
und jede Aehre fällt."

FERIEN

Von Dr. Owlglass

Aus einer schattenkühlen Stube
ins sommerliche Land zu sehn,
in einer alten Kieselgrube
nach wunderlichen Steinen spähn,

am Fluß, weit draußen in den Auen,
wo niemand promenierend spukt,
den Schmetterlingen nachzuschauen,
dem Wasser, das da rinnt und gluckt...

wie tut das wohl! — Vom vielen Lesen,
vom vielen Hören ward man dumm.
Als Mensch beginnt man zu genesen
und löst sich sanft vom Publikum.

Die Seen des Simplizissimus / Von Herbert Wendt

Mit den Schwarzwaldseen war schon immer etwas Besonderes los. Märchen und Wundergeschichten ranken sich um sie. Grimmelshausen ließ das erstaunlichste Abenteuer seines Simplizius Simplizissimus am Mummelsee spielen. Als ein grundloses Gewässer wird der See hier geschildert. Wenn man Steine hineinwirft, so erhebt sich ein Gewitter. Hirten und Bauern werden dort verzaubert, Nixen und Wassermänner zeigen sich und entführen den abenteuerlichen Simplizissimus an den Mittelpunkt der Erde. Und auf dem Grund des Sees ist der Boden mit Diamanten, Smaragden und Türkisen bedeckt. Dort lebt ein Volk friedlicher, unsterblicher Wassermenschen.

Seen, die mitten im Walde und gar auf hohen Bergen liegen, müssen die Phantasie des Volkes reizen. Wenn zwischen düsterem Gefels und grünem Nadelholzdickicht plötzlich wie ein Edelstein eine blinkende Wasserfläche auftaucht, von Teichrosen und Algen bedeckt, von glitzernden Libellen umschwärmt, so wirkt das auf uns wie ein Wunder. Und der Wunder sind viele an den Ufern und im Wasser solcher Seen. Schwarze Gewässer gibt es unter ihnen, die tatsächlich zum Mittelpunkt der Erde zu führen scheinen, tiefblaue, die wie

Altes Gutacher Bauernpaar
Foto: Hans Retzlaff

große Türkise aussehen, grüngoldene, von Schwimmpflanzen und Blüten übersät. Wir belauschen in der Dämmerung das Wild, das dort zur Tränke zieht. Wir spüren, wie die Bäume am Ufer mit dem Element ringen und um ihr Gleichgewicht kämpfen. Wir entdecken geheimnisvolle Pflanzen, den insektenfangenden Sonnentau, den orchideenähnlichen Augentrost, den stolzen Eisenhut, das dunkelrote Blutauge. Märchenvögel begegnen uns, das schillernde Blau des Eisvogels leuchtet von einem Erlenzweig, vielleicht erblicken wir auch die schweigende, lauernde Dämonie des Reihers.

Kur- und Badebetrieb haben von den Seen des südlichen Schwarzwaldes den Zaubermantel genommen. Titisee und Schluchsee sind heute Vergnügungszentren, Feriendorados und zugleich Wasserspeicher für Kraftwerke. Solche Staubecken haben die Geheimnisse, die wir am Rande der Naturseen aufspüren wollen, längst verloren. Im Süden haben ihren Charakter nur noch der dunkle, moorige Feldsee, dessen Grund bedeckt ist mit Hunderten von hineingeschwemmten Bäumen, der Windgfellweiher und der weltabgeschiedene, unter Naturschutz stehende Ursee bewahrt. Wenn wir den Spuren des Simplizissimus folgen und uns eine unbekannte Wald- und Wasserwelt aufschließen wollen, dann müssen wir uns in den nördlichen Schwarzwald begeben, in das Gebiet der Hornisgrinde.

Jeder denkt hier zunächst an den berühmten Mummelsee. Doch auch der Mummelsee ist längst vom Menschen gekennzeichnet, ist Kur- und Badeaufenthalt. Grimmelshausens Wasservolk hat sich in andere Waldweiher zurückgezogen. Eine Wanderung zu diesen Gewässern ist beinahe eine Expedition in unentdecktes Land. Die Zeit scheint dort seit Jahrhunderten stillzustehen. Lediglich ein paar Jagdhütten, einige Straßen, eine Reihe von gefällten Bäumen künden vom Dasein und vom Wirken des Menschen. Aber in Wirklichkeit herrschen hier immer noch Pflanze und Tier, Wetter und Wasser, Stein und Wald.

Diese Seen sind Geschenke der Eiszeit, Mächtige Gletscher hatten einst Steinwälle aufgehäuft, in denen sich die Schmelz- und Quellwasser stauten. Einige dieser Mulden wurden allmählich zu Mooren, in anderen schimmert heute noch schwarzes oder grünblaues Wasser, das die Schwarzwaldbäche speist. Dem Mummelsee entspringt ein Seitenarm der Acher, dem Wildsee die Schönmünz, dem Schurmsee der vordere Seebach bei Schönmünzach und dem Herrenwieser See ein Zufluß des Forbacher Staubeckens. Andere Flüsse und Bäche werden aus den Mooren gespeist, die einstmals Seen waren: die Acher aus den Mooren auf dem Steigerskopf, Vogelskopf und Seekopf, der Langenbach aus dem Seibelseckle und auf der Langen Grinde.

Moor und See haben eine Pflanzen- und Tierwelt geschaffen, die eigentlich gar nicht in den Schwarzwald zu passen scheint. Wir sind verblüfft, wir fühlen uns zuweilen in den hohen Norden versetzt, und unsere Verblüffung haben sicherlich auch die Schöpfer der alten Sagen und Mären geteilt. Man kann sich die sieben Seen und die vier Moore, in denen von der Wunderwelt noch einiges mächtig ist, in wenigen Tagen von den Kurhäusern der Schwarzwaldhöhenstraße aus erwandern. Jede der Wanderungen ist ein Gang zu den Wassergeistern des Simplizissimus.

Wenn man sich vom Schliffkopfhotel ostwärts wendet, so trifft man im Quellgebiet der Murg auf den Buhlbachsee. In der Nähe des Ruhesteins dunkelt der von einem verfilzten, flechtenbewachsenen Urwald eingerahmte Wildsee. Die Bäume sind dort zu grotesken, vielstämmigen und verschlungenen Riesenkobolden erstarrt. Drei vom Wind zersauste Hochmoore, die ein wenig an die niederdeutsche Moorheide erinnern, liegen in seinem Bereich. Zwei Seen schmiegen sich in die südöstlichen Abhänge der Langen Grinde. Der eine, der Blindsee, ist in den letzten Jahrzehnten gänzlich zu Moor geworden. Hier haben die Hirsche des größten mittelbadischen Waldreviers ihre Suhle. Hier spielen sich in der nebeldurchwallten Frühdämmerung des Herbstes erregende Brunstkämpfe ab. Der andere, der Schurmsee, hat die Gefahr der Vermoorung vorerst gebannt, ebenso der kleine Huzenbacher See, der drei Wegstunden südlich in den Auerhahnbergen bei Schönmünzach liegt, und der grüne, lichterfüllte Herrenwieser See an der Badener Höhe. Der letzte und kleinste schließlich, der Sandsee am Kurhaus Sand, ist in allerjüngster Zeit verödet. Ihm wurde der Wald gefällt. Er ist heute nichts als sonnenheißer Badetümpel für die Kurgäste.

Vor allem sind Schurmsee und Herrenwieser See Edelsteine mitten im Walde geblieben. Sie ähneln einander. Ihre Pflanzenumrahmung ist fast die gleiche. Hoch über den Ufern beider sind noch die Reste der Steinwälle zu erkennen, die die Gletscher zurückließen. Nur treffen wir auf dem Wege zum Schurmsee, sofern wir durch das Heidelbeerdickicht der Langen Grinde dringen, allerorten auf Hirschlosung. Vielleicht begegnet uns auch am frühen Morgen ein Rotwildrudel, das von der Tränke bergauf ins Unterholz zieht. Der Herrenwieser See ist ärmer an Wild — zu nah laufen vielbegangene Waldwege an ihm vorüber.

Der erste Blick auf diese beiden Seen ist ein plötzliches frohes Erschrecken. Der Wald öffnet sich — und auf einmal dunkelt unter uns eine Fläche, die wir erst dann als Wasser erkennen, wenn der Wind blinkende Wellen aufwirft. Die Welt ringsum schweigt, wir glauben das Herzpochen der Bäume zu hören. Ein Moorteppich umrundet das Wasser. Wollgras glänzt wie Silber. Binsen rauschen. Die Röcke der Nelkenwurz flattern in der Luft. Und wenn wir uns niederbeugen, so sehen wir auch die kreisrunden, rotbehaarten Blättchen des Sonnentaus und können beobachten, wie kleine Fliegen an den Schleimtröpfchen dieser Blatthaare hängen bleiben und wie die Pflanze die gefangenen Tiere allmählich zudeckt, bis sie ersticken und ausgesogen werden können. Der Sonnentau braucht solchen Fleischzusatz, denn der Moorboden spendet ihm nicht genügend Nahrung.

Aus hellgrünen Blattrosetten erheben sich hohe Stengel mit zauberhaften violetten Blüten. Auch diese Pflanze, das Fettkraut, frißt Insekten. Sie lockt sie mit dem leuchtenden Grün ihrer Blätter an. Doch diese Blätter sind voller Schleim, an dem die Fliegen und Mücken festkleben. Wenn genügend in der Falle sitzen, werden sie eingerollt und verdaut.

Der Boden schwankt unter unseren Füßen. Schwingrasen ist es, er sitzt auf dem Seeschlamm lose auf und bewegt sich bei jedem Schritt. Um uns wogt ein Meer von rotblühender Andromedaheide. Libellen klirren durch den Giftdschungel des Wasserschierlings. Wir entdecken nicht nur die zierlichen stahlblauen und smaragdgrünen See- und Wasserjungfern, nicht nur die dicken, surrenden Teufelsnadeln, sondern auch Anax, die Riesenlibelle, vielleicht das schönste und zugleich unheimlichste Tier, das Luft und Wasser gezeugt haben. Ein Blick in die dunkle Feuchte hinab: Dort hocken die Larven dieser ungestümen Beherrscher der Lüfte an grünen Schilfhalmen und pirschen sich langsam an kleine Beutetiere heran. Sie tragen eine Fangmaske vor dem Gesicht, die sie blitzartig auf das Opfer abschnellen können.

Bis vor wenigen Jahrzehnten haben in diesen Seen noch Nerz und Fischotter gewohnt. Jetzt fischt dort nur bisweilen der Eisvogel, der in seiner stählernen Bläue wie ein Tropentier aussieht. Barsche streifen durch den Binsenwald. Winzige Hüpferlinge tanzen in der flirrenden Nässe. Langbeinige Wasserwanzen gleiten wie Schlittschuhläufer auf dem Spiegel dahin und überfallen ertrinkende Mücken. Auch der Taumelkäfer, der wie ein leuchtendes Quecksilberkügelchen das Wasser durchschneidet, lauert auf Insekten, die der Wind ins Wasser geweht hat. Drunten in der Tiefe aber wartet der leibhaftige Tod, der Gelbrandkäfer. Dieser riesige Wasserkäfer ist der wahre Beherrscher des Sees. Er ist stärker als Fisch und Molch. Er mordet und wütet wie ein Berserker. Doch auch er gehört in die Harmonie dieser stillen Schwarzwaldwinkel.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg